

Die Flucht.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Adrian fühlte sich unglücklich und verlor. „Wist ihr was? Darüber sprech ich euch am besten unter vier Augen aus.“

„Ja, wir wollen gehen. Bitte, Adrian, sage dem Richter, daß er voranfährt. Er soll uns auf der Höhe von Folschach erwarten. Wir gehen über das Moor. Ist es dir recht, Felix?“

So wanderten sie denn in den Septembernachmittag hinein. Es wehte ein starker Westwind, der salzige Meerelust mit sich trug. Der Weg über das Dorfmoor war mit Haidkraut und Reifern besetzt und mit weissem Nebel überhöhet. Rechts und links dehnte sich das Moor mit seinem elastischen Boden. Es war grün übermüdet, und die schwarzen, viereckigen Leiste, die von den letzten Torfstichen her noch blatt und ungetrübt ihr Wasser zeigten, trauerten unter dem Winde ihre Oberfläche. Der Sonnenschein darauf mochte durcheinander wie ein Gewir von Brillantsplittern. Da und dort standen in Gruppen oder vereinzelte kleine Kiefern mit geduckten Stämmen, alle ostwärts geneigt. Des Sturmes mächtige Hand hielt sie nieder und streichte sie vor sich hin. Die Sonne schien, es war sehr warm und eine merkwürdige, groß wirtende Stille brütete über dem Moor.

„Sprich zu mir!“ bat Conrädine, denn Felix schritt schweigend neben ihr her.

„Warum erfahre ich durch ein zufälliges Gespräch mit Adrian, daß an deine Wiederkehrerwartung sich solche Umwälzungen knüpfen?“ fragte er.

„Warum hätte ich dir das sagen sollen? Wir haben von unserer Liebe zu sprechen gehabt. Das Geld, das mir nicht gehört wird, geht uns nichts mehr an.“ sagte sie mit erzwungener Heiterkeit. „Denn ihr abt wohl: was sie auch vorbringen würde, keine Seele trug den schmerzlichen Gedanken fortan mit sich, daß sie um ihn etwas aufgab.“

Er schweig wieder lange.

Conrädine überlegte, ob es besser sei, in langen und gründlichen Erörterungen die Frage durchzusprechen oder Felix abzulenken, ihm zu zeigen, daß dies für sie eine Bagatelle sei, an die sie schnell nicht mehr dachte.

Sie versuchte das letztere.

„Ach, sieh da, ein reizender Punkt! Phöbe hat schon recht: Adrians Moor ist eine landschaftliche Schönheit.“

Sie wies mit ausgetrettem Arm zu einer Gruppe von Birken hinüber, die mit ihren weißen Stämmen anmutig aus ihrer Wurzel emporwuchsen und ihre hängenden, noch grünbelaubten Reiser melancholisch über ein schwarzes Wasser neigten.

Felix sah flüchtig hin und schweig.

Sie gingen weiter.

„Dieser Weg ist doch ein Triumph Adrianscher Begegnung. Das ganze Material toftet ihn seinen Wemig, er selbst hat mit daran gearbeitet wie ein Knecht. Der Weg trägt die schwarzen Torfhaufen.“

„Ja, Adrian ist ein Mann,“ sagte Felix bitter.

Nach weiteren fünf Minuten blieb Conrädine stehen.

„Nein, sieh mal da! Das Bänkchen! Und unter dem Kiefern und der laubere Sand davor. Ich bin hier so lange nicht gegangen — den Platz kenne ich ja gar nicht. Wahrhaftig, auf der Leine steht „Phöbes Kub!“ Das hat Adrian gemacht. Kommt, da wollen wir ein bisschen sitzen — da muß ein guter Geist wohnen“, bat sie mit heiterer Stimme.

„Der Geist der Wunschlosigkeit,“ sagte Felix, „ich bin ein Geist.“

„Ach, sehe schon, du mußt dir's von der Seele heruntersprechen,“ sprach sie liebevoll. „Was ist denn eigentlich geschieden?“

Sie sahen zusammen, Felix waarte nicht, den Arm um ihre Taille zu legen.

„Mit ist plötzlich klar geworden, daß ich alle diese Monate blind durchs Leben gegangen bin. Ich habe nicht gehandelt wie Adrian, der liebt und doch nicht die Befinnung verliert, sondern klar macht, was er ist und hat, und was er der Geliebten zu bieten vermag.“

„Die Liebe gleicht alle Unterschiede aus. Adrian würde Phöbe sofort heiraten, wenn die größten Sorgen fern bleiben könnten, obgleich Phöbe arm und ihr Tauffchein kein rühmlicher ist,“ sprach Conrädine voll Würde.

„Adrian adde ihr seinen Namen, er nähme ihr seinen: Adrian adde ihr Ad, er nähme ihr keines,“ beharrte Felix.

„Ach, liebe dich aber,“ rief Conrädine.

„Das Gefühl allein ist keine feste Grundlage für ein geordnetes Glück.“

„Du siehst mit mehr als Geantheit,“ rief sie und nahm seine Hand. „Du errennst, bedeutungsvollen Gebärde, daß Felix ihr erwartungsoll in

die Augen sah. Ueber ihr Angesicht war ein beinahe uonerragendes Feuer strahlte aus ihrem Blick.

„Du kennst doch meine Art,“ hob sie an. „Wozu soll ich dir sie erst erklären. Hast du nicht selbst gesehen, was für eine Frau ich bin? Ich bedarf eines Mannes, gerade ich, Herrlich und selbstständig scheine ich und bin ich vielmehr: in vielen Dingen. Mag es Veranlassung sein, mögen die Verhältnisse es mit sich gebracht haben, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, und dort ganzes Wesen mich fort und fort hinreich, über die Grenzen des Vernünftigen hinaus. Ich bedachte alles erst nachher. Ich fühle alles mit unheimlicher Lebendigkeit, die mich drängt, gleich etwas zu thun. Auf jedes Gefühl muß ich eine That setzen — ich mag sagen nicht fruchtlos fühlen. Hüb' ich Mittel, muß ich gleich helfen. Sch' ich Mängel, muß gleich der Fehler gehoben werden. Fast ich einen Plan, muß gleich die Ausführung folgen.“

„Ja, so bin ich, Felix! Du wirst es doch, wie zahllose Male mein Gefühl mich hinzieht, mir Menschen in mein Haus zu nehmen, die mich dann trotzen und lehren haben.“

„Ich sehe erst immer nur das Gute, Schöne an Allen. Dann gebe ich mich dem Neuen mit Feuererheit hin. Allmählich sehe ich dann erst, wie sie wirklich sind, die Dinge oder die Menschen, und dann sind sie immer viel, viel weniger, als ich mir gedacht. Die Enttäuschung thut mir dann schrecklich weh. Und muß eine solche thörichte Frau nicht einen Mann haben, der sie fort und fort mahnt, Maß zu halten?“

„O Conrädine!“ sagte er, überwältigt von der hingebenden Zärtlichkeit ihres Ausdruckes.

„Nicht wahr, du siehst es ein? Solche Frau muß einen Mann haben. Er muß so zu sagen zwischen ihr und der Menschheit den klugen Vermittler spielen. Ich war schon aus lauter Angst vor Enttäuschungen ganz einbildlich geworden. Ganz gewiß, ich hätte mich zu tausend Dummheiten fortreiben lassen!“

Sie dränote sich näher an ihn, versetzte ihr Gesicht an seiner Wange und flüsterte:

„Vielleicht hätte ich mich gar verliebt in irgend einen Bänder. Meine Seele fror beinahe in der Einsamkeit. Ach und es ist so gut zu lieben und geliebt zu werden — so schön, allein dahin zu leben und sich zu sagen: Deine Jugend vergeht, deine Schönheit, und Niemand ist da, den sie freut, Niemand, mit dem dein Herz zusammen klopfen kann; Niemand, der Glück von dir will, dem du es geben kannst. Vor lauter Sehnsucht hätte ich nach dem falschen Glück greifen können.“

Er presste sie leidenschaftlich an sich. „Und wer sagt dir denn, daß dein Gefühl für mich nicht dennoch eine Selbsttäuschung ist,“ rief er schmerzlich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, gewiß nicht. Die Angst davor habe ich durchgemacht, damals, als ich heimkam. Und als diese Gewalt, die mich zu dir reizt, doch mich wieder erfährt — bei der zweiten Trennung, da wußte ich, wir sollen uns gehören.“

„Mein Leben wird nicht ausreichen, dir deine Liebe zu vergelten, dir zu danken mit That und Gefühl,“ sagte er.

„Ach, bitte — das Wort „Dank“ klingt so schrecklich. Ich habe es so oft gehört und es ist mir so oft zur Lüge geworden. Sprich du es nicht aus — du nicht. Ich bin es ja, die dir zu danken hat! Du hast mich von einem Betrüger befreit; du hast eine Entdeckung gemacht, die mein Vermögen vermehrt; du wachst über meinem Eigentum und hast dich zu meinem Schutze aufgeworfen; du hast Phöbe in Gefahr ritterlich beigestanden. Aber was ist das Alles gegen den Dank, den du in den schrecklichen Wochen bewiesen hast, als wir vertrieben, fremd neben einander herzugehen? O mein Felix, wach ein Mann bist du zu mir, denn ich empfinden, du wirst mir der Herr sein, dessen ich bedarf. Ich liebe dich.“

Er küßte sie voll Leidenschaft, er war wie in einem Raufsch und hörte dennoch in einer wunderbaren Doppelheit seines Wesens all die Stimmen der Angst und Sorge, die zu ihm sprachen.

Zu viel war das, zu viel und zu überschüssig, was sie ihm sagte und in ihm sah. Und würde diesem Ruy! nicht die bittere Enttäuschung nachfolgen?

Und noch eins hatte sie in der Ekstase klar verstanden: sie suchte in einem Manne vor allen Dingen den Herrn.

Er aber fühlte mit heimlichem Erschauern, daß er keine Herrschaft habe. Er wollte mit ihr leiden, sie lieben, Glück tragen wie Unkuld, Armuth oder Glanz — ganz gleich. Aber sie bekehrte sich.

Wie soll ein Mann herrschen, der jede Stunde schmer zu zerkeln hat über sich, sein Leben, sein Zukunft,

seine Fähigkeiten und seine Aufgaben. Herrschen! Das war für die Geraden, Freien, Einfachen, Glücklichen. Jemand, der im Unglück erwuchs, kann ein Despot werden, aber kein gerechter Herrscher und Herrscher.

Ein Mann wie Adrian war zum Herrscher geboren. Der stand zwar auch nicht im Glück, aber die Kämpfe, die er um's Dasein zu führen hatte, waren von mannhafter Art. Es war so zu sagen eine adelige Noth, die er litt, weil sie ihn ehrte, weil er ein Ziel hatte, weil Ehre und Liebe seine Streitenossen waren.

Und in diesem Augenblick, mitten unter den heißen Küssen, die er mit Conrädine tauschte, sah Felix im Geist all sein Glanz zurückkehren — sah den Anteil seiner Wohnung, fühlte den Hunger, hörte den widrigen Lärm der gemeinen Leute im Hause, warb wieder wie ein Jammender um irgend ein bisschen Arbeit.

Damals, in seiner besten Jugendzeit, waren die Reime des Vertrauens, des frischen Muthes, des männlichen Groberethums in ihm abgestorben.

„Ja,“ flüsterte Conrädine noch einmal zwischen ihren Küffen, „mein Herr, mein geliebter Herr und Gatte.“

Er neigte tief das Haupt.

Conrädine aber glaubte gesiegt zu haben, da sie die Gluth seiner Küffe fühlte.

Ihre Fröhllichkeit war triumvirierend und rief Felix mit fort. Sie vertändelten auf dem Heimweg Stunde um Stunde. Conrädine rechnete nicht mehr mit der Zeit, nicht mehr mit der Pflicht, nicht mehr mit Rücksichten auf Andere.

11.

Und so blieb es die nächsten Wochen Felix sah oft halbe Nächte wach oder stand um vier Uhr auf, um seine Bücher und Correspondenzen zu besorgen. Kaum gewann er am Tage so viel Zeit um die nötigen Inspectionen zu machen. Und da ihm doch weder Erfahrung noch Kenntnisse aus der flachen Hand wuchsen, sondern er beides mit gesammeltem Ernst nach und nach zu erwerben und zu erweitern hatte, überanstrengte er sich in der unerhörtesten Art. Er konnte und wollte in nichts vernachlässigen. Die Arbeit allein und die Hoffnung, in ihr einmal wahrhaft Wertvolles zu leisten, gab ihm Rückhalt. Er hätte sich verachtet, wenn er die auch nur einmal vernachlässigt hätte. Aber er mußte sich das Recht auf Arbeit förmlich täglich neu erobern.

Conrädine wollte jedoch, die kurzen Wochen ihrer Verlobung den Geliebten ganz für sich haben. Sie dachten schon gleich nach Weihnachten zu heiraten und dann eine Reise zusammen zu machen. Hauptächlich, weil Felix noch gar nichts von der Welt gesehen hatte.

„Ich muß dir doch die Welt zeigen,“ sagte sie freudig. Und er dachte dazu:

„Sie! Ihrem Herrn!“

Es war Herbst geworden. Die Bäume im Park redten ihre fahlen Reiser zum blauen Himmel empor; an den Klematisranken und den Syringenträumern aber sah das Laub, grün anar, doch fastlos, noch bis in den November hinein fest. Die Wege waren mit weissen, gelben und dunkelbraunen Blättern überworfen. Doch tauchte das weisse Laub nicht um die schreitenden Füße, der Morgen- und Abendnebel durchdränote es mit schwerer Feuchtigkeit und lebte es zu einem feinen Teppich zusammen. In den Pappelntränken hing da und dort noch ein weißliches Blatt, zitternd an entrastetem Stengel. Raben haufen dort oben und hielten sich die Pappeln als Versammlungsort. Der Sturm strich unbehinderter durch den Park.

Fröhlich und früh kam der Abend. Mit der Dunkelheit schien die Welt einsamer und geheimnisvoller zu werden.

Zuweilen war es Felix, als lebe er in einem Märchen und werde morgen wieder in seiner letzten Stunde erwachen und neben sich am Boden den schwarzen Körper seines erschossenen Hundes sehen.

Er setzte nach Sonne, nach Wärme, nach Wohlklang und Blumenduft. Ihm dünkte, daß dann, bei sommerlicher Freude in der Natur, auch das Glühen und Wüthen seiner Liebe ihm glaubhafter erscheinen wäre.

Aber der rauhe Tag umgab ihn mit Stürmen und Frost. Weißliches Licht, hell und doch glanzlos, nahm allen Formen Reichtum und Weichheit. Man froh, nicht vor Kälte, aber in der Kahlheit. In allen Dämmern ängstigte sich der Tag zu Ende. Die Nacht trennte den Lebenden vom Lebenden. Wenn man fern ein Licht aus einem Hause schimmern sah, schien es wie ein Stern aus einer anderen Welt, mit der man nichts Gemeinsames hat.

Diese Abende auf dem Lande hatten für Felix einen Reiz, der mit einer seltsamen Erregung verbunden war. Diese Empfindungen hatte er als Kind gekannt, wenn er in Pappelnbüschen von Wäldern, Häusern, Zäunern und Wundern las.

Er mochte gern spät noch über den Hof nach den Ställen gehen. Er konnte am Fenster stehen und in's Schwärze hineingucken, und wenn er zufällig einen Knecht mit einer Stalllatze gehen sah, schaute er nach, bis das kleine, haur-aube, listausstrahlende Bierec ganz klein und fern in irgend einer Thür verschwand.

Conrädine redete ihn und meinte, es

stehe doch ein verkappter Poet in ihm, und Altus habe er nur nicht anerkennen wollen aus Sorge vor der Konturrenz.

Sie hatte übrigens darauf bestanden, diesem berühmten Mann ihre Verlobung brieflich mitzutheilen, was Felix höchst überflüssig fand, da Stephan Alus ihn wie Conrädine längst vergessen habe.

Aber da Conrädine gewohnt war, ihren Einfällen zu folgen, that sie doch, was sie wollte.

„Weil ich der Herr bin!“ sagte Felix lachend. Aber es war doch Selbstverpflichtung dahinter.

Stephan Alus hatte gar nicht geantwortet. Er mochte in der That keine Vorstellung mehr davon haben, was für Menschen zu den beiden Namen gehörten.

Dieses „Weil ich der Herr bin“ konnte Felix aber zehnmal an jedem Tag sagen.

Es gab eine unendliche Menge Fragen zu besprechen und zu ordnen, die ausnahmslos für Felix einen schmerzlichen Stachel hatten.

Wärmte mußte das Testament des Herrn de la Fremoite, welches er bewahrt schied. In ihrer großartigen Weise hatte sich Conrädine sich zur ganz im allgemeinen von den Bestimmungen unterrichtet, die ihr verstorbener Gatte getroffen. Nun hielt es aber, den fernem feindlichen Verwandten des Verstorbenen einerseits nichts zu entziehen, ihnen andererseits auch nichts zu schenken.

Es stellte sich heraus, daß Conrädine erst am Tage ihrer Vermählung Delbatsch abzutreten habe. Den Fall, daß sie durch eine mehrjährige Verlobung mit einem Manne die Herausgabe hinzögern könnte, hatte Herr de la Fremoite nicht vorgehoben. Wärmte ließ durchblicken, daß die Bestimmung sich ängstlich erkundigt hatten, ob Conrädine auch reich geizig sei.

In verzeiweltlicher Aufwallung rief sie: „Wenn ich dich nicht so lieb hätte, sollten wir die eigentlich ärgere und sie ein oder zwei Jahre warten lassen.“

„Ich werde geizig sein — weil ich der Herr bin,“ dachte Felix bitter, und er sagte etwas scharf:

„Solche Ermüdungen verbitte ich mir, selbst im Scherz. Bei der Feststellung unserer Hochzeit kommen ja nicht deine Wünsche allein in Betracht.“

Conrädine nahm diese Schärfe, die sie übrigens doch ein wenig schmerzte, nicht übel. Sie war nur ganz naiv erstaunt und sagte unbefangen:

„Aber es sind doch meine Angelegenheiten, die ich vorher zu ordnen habe.“

Es war an einem Spätnachmittag, als sie beisammen saßen und das Testament durchsprachen, welches Conrädine sich paragrafenweise von Felix vorlesen ließ. Sie dachte, indem sie die Kennzeichen desselben so völlig mit ihm theilte, ihm einen besonderen Beweis von Vertrauen zu geben.

Die Idee und Kaffeestellen standen noch auf dem Tisch. „Madame mere“ hatte soeben den selben Salon verlassen, nachdem sie mit ihrer anspruchsvollen Würde so lange dem Paare Gesellschaft geleistet hatte. Conrädine sah jetzt am Fenster, hielt die Hände auf den Armlehnen des weißladirten Stuhles und den sehr aufrechten Rücken fest gegen die gerade Lehne gestemmt; das aufmerksame Angeht hatte sie ein wenig erhoben. Sie hörte zu, was Felix ihr vorlas, der, auf der Kante der Fensterbank sitzend, das letzte Tageslicht auf das feinstirntig gehaltene Dokument fallen ließ. Die gelbe Seidenorgandine fiel schwer über seine Hüfte.

Er las, daß Conrädine keineswegs bei einer Wiederheiratung von ihrem Gatten enterbt war; Herr de la Fremoite mußte zwar, einer alten Familiensatzung folgend, ihr Delbatsch in einem solchen Falle entziehen, ebenso konnte er ihr die Ragniehung eines sehr großen Kapitalvermögens nicht weiter erlassen. Aber er hatte vom Tage seiner Verheiratung an begonnen, ein gesondertes Kapital für Conrädine zurück zu legen. Mit liebevollster Bearingung hatte er in diesem, ein Jahr nach seinem Hochzeitstage abgesetzten Testament die Hoffnung ausgesprochen, lange genug zu leben, um dieses Kapital zu einer Höhe von zwei oder drei Millionen zu bringen, denn Conrädine sei ein großgearteter Mensch und brauche die Freiheit großartiger Daseinsform. Er aber wolle nicht, daß eines Tages, wenn er gegangen sei und ein neues Glück seinem Weibe Leben zu verschönern heisse, daß dann ein zu empfindlicher Wechsel in den äußeren Dingen für sie eintrete. Sein früher Tod hatte freilich die Kapitalansammlung abgebrochen; immerhin blieb Conrädine über eine Viertelmillion.

Conrädine schweig lange und fühlte sich aerührt, in einer edlen Bewegung dankbarer Ruderinnerung.

Dieses Schweigen wirkte auf Felix wie eine neue, furchtbare Entdeckung. Sein Herz erstarke in eisigem Schred.

„Du liebst ihn noch,“ sagte er mit rauher, kaum verständlicher Stimme. „deine Seele gehört ihm und wird immer gehören! Nur dein Temperament drängt dich zu mir hin, nur dein Durst nach Liebe. Ich bin nur Erbsa, keine Wahrheit. Und wie natürlich auch! Er hatte Alles, was ein Mann haben muß, der die Herr und Abott sein soll; er war ein stolzer, abtönder Mensch, er hatte einen vornehmen Namen, ein großes Vermögen; er war gewohnt, zu befehlen; er hat auf den Höben der Menschheit gestanden. Ich, ich bin nichts.“

Conrädine sah wie ein Bild von Felix. Ihre Wunden waren vor Entsetzen groß geöffnet.

„Felix,“ sprach sie leise, gemartert von Pein, „du sagst zu viel. Das ist lödlich. Auch in der Liebe sagt man nicht Alles. Das ist gefährlich — und thut so weh.“

Er ging bestig auf und ab. Sie rührte sich nicht.

Die Dämmung verlosch mehr und mehr. Man sah nur noch die Weiße des Frauengesichts, nicht mehr den Schmerz in ihren Zügen.

Aber diese Stummheit ward nach und nach berebt, diese Unbeweglichkeit schrie nach und nach: „Ich leide!“

Felix begriff es.

Er ließ sich auf seine Knie vor niederknien und umschlang mit seinen Armen ihren Leib.

„Ich quäle dich! Das ist mein Liebesdank! Kannst du mir vergeben? Kannst du es, wenn ich dir gestehe, daß mich zuweilen eine wahnsinnige Eifersucht auf den Verstorbenen martert?“

Flüsterte er.

Er faltete die Hände auf seinem Haar, neigte ihr Gesicht zu ihm und versuchte noch seiner Augen Ausdruck zu erforschen. Draußen war bläuliche Nacht, drinnen Stille und Dunkelheit; sie waren wie abgetrieben von allem menschlichen Sein. Aber dennoch sprachen sie leise zu einander, leise und behutsam, wie von zartesten Geheimnissen.

„Laß dir sagen, mein Felix, wie ich darin fühle. Soll ich nicht Dank im Herzen tragen für die wahre und beglückende Liebe, die ich einst empfing? Die ich erwiderte mit jedem Schlag meiner Pulse? Soll ich leugnen, was wahr ist? Es verleinert? Nein, das kannst du nicht wollen. Ist das menschliche Herz so eng und so unfruchtbar, daß es nur ein Gefühl im Leben empfangen und gedeihen lassen kann? Du findest ein heilig geheiltes Grab in meiner Seele. Aber daneben auch ein neues Blühen, ein neues Leben — dir, für dich. Lebt dich die Natur nicht jedes Jahr von Neuem, daß dies der wahre, gesunde Zustand alles Geschaffenen ist? Sind wir Menschen nicht diesem selben Gesetz unterthan?“

„Aber wenn er nun gelebt hätte und ich wäre dir dann begegnet?“

„D, rühre nicht an solche Fragen! Sollen wir die Räthsel zu deuten versuchen, die wir an uns erleben? Nein, wenn, kein „aber“ bei den geheimnisvollen Ereignissen der Liebe! Was dann geschieden wäre — ich weiß es nicht. Vielleicht ist ein ausgefülltes und beglückendes Herz blind gegen die Erscheinungen, die ihm auch etwas zu bringen vermocht hätten, wäre es gerade leer und arm gewesen. Ach, das so muß es wohl sein. Sonst adde es ja lauter schuldbolle Vermuldungen, wo nur Mann und Weib auf einander trafen.“

Er lag auf den Knien und horchte auf das, was ihr gedrücktes, erfahrendes Herz seinem unoprüften, selbstausleserischen zu sagen hatte. Wie ein Schiller des Lebens fand er sich zu den Hühen der geliebten Frau.

Was sie ihm zuflüsterte, erfüllte ihn mit: Banne und Weh. Er sah immer tiefer hinein in ihre große und sich selbst so wahrhaftige Seele und er fühlte es, er war geliebt. Aber er bezweifelt auch, daß die Reife, die sie besaß, sein Theil hätte sein müssen.

Du wirst mich lehren, das Leben zu verstehen,“ sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Wirtschaftsministerium auf See.

Auf der Saratoga — Konferenz ist Congreßmitglied Giffet von Massachusetts von dem gegebenen Thema der ausländischen Erwerbungen etwas abgewichen, um eine sehr zeitgemäße Rede zur Sprache zu bringen, die nun, da der Krieg vorbei ist, für alle Zukunft von den civilisierten Nationen als abgethan betrachtet werden sollte: Die Wegnahme von Privateigentum des Feindes auf See und die daraus resultierende Vertheilung von Preisen gelte. Was man während der ersten Kriegsaufregung nicht sagen durfte, als die Wegnahme einiger harmloser Rauffahrer noch mit Extrablättern gefeiert wurde, kann man nun wohl vor der Öffentlichkeit besprechen. Die Aufbringung von Preisen hat uns keine besondere Ehre eingebracht, und wenn es auch bisher bei den anderen Nationen so Brauch war, wir hätten unserem Beschluß, keine Kaperschiffe auszurüsten, auch den anderen folgen lassen dürfen, auf die Briten zu verzichten.

Das erste Schiff, welches von unseren Kriegsschiffen in diesem Kriege weggenommen wurde, hatte eine Ladung Holz für Rechnung einer spanischen Firma an Bord und weder Mannschaft noch Kapitän wußten etwas vom Ausbruch des Krieges. Wenn das Holz, sagt Herr Giffet sehr richtig, in dem Lagerhofe einer Firma in irgend einer spanischen Stadt gelegen hätte und diese unseren Truppen in die Hände gefallen wäre, so würde es als Privateigentum respektiert worden sein, den Angestellten der Firma hätte kein Haar gekrümmt werden dürfen; weil des Eigentums sich aber zufällig auf See befand, wurde es sammt dem Schiffe weggenommen und die Mannschaft zu Gefangenen gemacht. Wenn sich unsere Landarmee irgendwo an Eigentum vergriffen hätte, unsere kommandierenden Offiziere hätten den Truppen dieselbe Lettion ertheilt wie General Butler seinen Leuten während des Rebellionenkrieges. Auf See aber ist Privateigentum noch vogelfrei.

Daß es dies nicht sein sollte, haben die Ver. Staaten schon vor vierzig Jahren erklärt, als sie der Pariser Vereinbarung gegen die Kaperei nicht beitraten, weil ihnen der Beschluß

nicht weitgehend genug war; sie verlangten, daß alles Privateigentum auf See vor Wegnahme geschützt sein soll und lebten, weil sie das nicht durchsetzen konnten, den Beschluß jener Konferenz seiner Halbheit wegen ab. Daß sie denselben gelten lassen haben sei bei Beginn dieses Krieges ausdrücklich erklärt; daß sie ihre Erklärung nicht im Sinne der früheren Forderung erweiterten, wird dadurch gerechtfertigt, daß darin unsere Nation nicht hätte allein vorgehen können. Wenn man sich rechtzeitig daran erinnert hätte, wäre es wohl auch gegangen: wir haben ja auch mit unserer Erklärung gegen die Kaperei allein, während Spanien sich eine Hintertür offen ließ. Zwischen den beiden Formen der Schädigung des Feindes durch private Verluste ist nicht viel Unterschied. Dem Kaufmann, dessen Ladung weggenommen wird, gilt es wohl gleich, ob das Schiff des Feindes die Kriegsflagge trägt, oder von Privateigenthümern unter Aufsicht des Feindes ausgerüstet worden ist. Was verkauft wurde sollte nun geschehen. Die Ver. Staaten könnten einen weiteren Beweis ihrer humanen Motive geben, wenn sie die Anregung zu einer internationalen Vereinbarung gäben, die den bisherigen Begriff der Waise aus dem Code des Völkerrechts streicht, wie dies bereits von Deutschland bei Beginn des Krieges mit Frankreich versucht wurde.

Zoll-Schwierigkeiten.

Die Einführung unferes Tarif in den Ländern, über welche die Vereinigten Staaten in Folge des letzten Krieges vorläufig temporär, vielleicht später permanent die Kontrolle ausüben werden, bringt verschiedene Schwierigkeiten mit sich. Der Correspondent des New York Journal of Commerce in Washington erklärt, daß die Durchführung eines allgemeinen Tarif in den eroberten Ländern kaum möglich ist. Zuerst von den hawaii'schen Inseln oder Cuba, (wenn das letztere amerikanischer Besitz werden sollte) würde in die Ver. Staaten Zollfrei eingeführt werden, und die Zucker-Industrie in Louisiana würde in Folge dessen schwer geschädigt werden, wenn man nicht derselben durch Prämien aufbessern würde. Auch beim Importzoll auf Kaffee würden sich Schwierigkeiten bieten, die nicht so leicht zu überwinden sind. In Porto Rico wird ein ungeheurer hoher Zoll auf Kaffee erhoben, der einem Prohibitivzoll gleich kommt; dieser müßte fallen, wenn der amerikanische Tarif auch auf der Insel eingeführt würde und dadurch würde ganz sicher dem Kaffeebau auf der Insel ein großer Schaden zugefügt werden. In Folge dessen wird es vielleicht notwendig werden, einen Zoll auf Kaffee zu erheben, um die Pflanzler jener Insel, die sich mit dem Kaffeebau beschäftigen, zu schützen. Dagegen würden aber wahrscheinlich die amerikanischen Kaffeeconsumenten protestieren.

Daß diese Fragen der Regierung wohl Kopfzerbrechen machen, läßt sich leicht denken, doch wird sie dieselben in verständiger Weise vorläufig zu lösen suchen. Der Congreß wird sich schließlich mit der enghärtigen Ordnung dieser Schwierigkeiten zu befassen haben. Die Administration wird die jetzt hier in Kraft stehenden Verträge auf die neu erworbenen Länder ausdehnen, soweit dies thunlich und möglich ist; die Abänderungen derselben werden schließlich vom Congreß vorgenommen werden.

Den meisten Menschen sind die Zahlen verhaßt, und die Bezeichnung „Zahlenmensch“ wird in den wenigsten Fällen als Schmeichelei empfunden. Auch sind es meist nur solche Menschen, die weiter nichts zu thun haben, welche ihre Zeit damit verbringen, solche Spielereien herauszufinden. Die Erzählung von der Belohnung, die sich der Erfinder des Schachspiels ausgedenkt hat, ist ziemlich bekannt; er verlangte auf das erste der 64 Bilder ein einziges Weizenkorn, auf das zweite 2, auf das dritte 4, und so fort auf das nächste immer das Doppelte des vorhergehenden. In Summa macht dies auf allen 64 Feldern nicht weniger als 18,446,744,037,709,561,615 Weizenkörner aus. Eine Zahl, die wahrlich ein großer Theil unserer Leser nicht einmal lesen kann, viel weniger sich eine Vorstellung davon machen. Das Letztere können wir nun auch nicht, aber wie die Zahl heißt, wollen wir den Witzbegierigen nicht vorenthalten. Sie lautet: 18 Trillionen vierhundertsechshundertvierzigtausend siebenhundertvierundvierzig Billionen, siebenunddreißigtausendsiebenhundert und neun Millionen, fünfhundertund ein fünfzigtausendsechshundert und fünfzehn! Baff! — um einen Begriff zu machen, welche Masse dies ausdrückt, denkt man sich einen Eisenbahnjug, der so lang ist, daß er um die ganze Erde herumgeht, und daß solcher Zug einer nicht neben dem anderen in einer Breite von 10 Km. stehen; dieses Fuhrmaterial könnte den Transport allemfalls bewältigen.

Der Mangel an Habana-Tabak hat zur Folge, daß sich amerikanischer Tabak im Ausland immer besser einfindet. So gelangen z. B. große Quantitäten nach Frankreich zur Verfertigung und hatten die beiden zuletzt von hier nach Havre abgegangenen Dampfer der französischen Linie für nahezu \$60,000 aus den Süd-Staaten stammendes Tabak-Produkt an Bord. Während weniger Tage hat eine Firma in der Water-Str. 1000 Haarak amerikanischer Tabak nach Frankreich verkauft.